

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 199.

Samstag, 23. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Daß ihr Einfluß von großer Wichtigkeit wäre. Du weißt, daß ich von solchen Umwegen nichts halte. Nur weil du es haben wolltest, war ich so liebenswürdig als ich konnte und habe sie sogar zum Malen mitgenommen.“

Mit einem Ruck saß Gina auf. „Natürlich, und das ist dir recht schwer gefallen. Sie hat dich ja mit ihren honig süßen Reden förmlich eingewickelt — du hast es wie gewöhnlich einfach nicht fertiggebracht, nein zu sagen. Aber so seid ihr Männer. Ihr geht auf jeden Leim, und zuletzt soll ich dir noch zugeredet haben. Oh, sie ist eine ganz gefährliche Person. Das konnte man wieder an dem armen Möbius sehen. Oder habe ich dem vielleicht auch zugeredet?“

„Nein, dem nicht, wenigstens nicht zu Frau Gaede.“ antwortete Martin lakonisch und drehte sich zur Wand.

„Was soll das wieder heißen? Wozu sonst? Oho, du findest wohl, daß ich mich zuviel mit ihm abgebe. Aber Martin, das ist ja einfach lächerlich. Das bildest du dir ein. Ich kann es nur nicht mit ansehen, daß der nette, harmlose, junge Mensch auf die alte Kokette hereinfällt. Wie sie sich nur nicht schämt...“

„Warum? Weil ihr Herz jung geblieben ist? Na, weißt du, liebe Frau, sehr matronenhaft hast du dich heute Abend auch nicht gerade benommen.“

„Erstens bin ich mindestens um zwei oder drei Jahre jünger als die Gaede, das macht sehr viel aus. Und dann konnte ich einfach nicht anders. Es kam so über mich. Dies tugendhafte Mariechen mit ihrem Doppelsinn hat mich gereizt. Glaubst du, daß sie sehr entsetzt war? Es täte mir Gutrums wegen leid... Horch, was war das?“

„Ich habe nichts gehört.“ Martin schlief schon beinahe.

Gina sprang vom Lager auf, warf einen Morgenrod um und lauschte auf den Flur. Nichts. Oder doch? Ein schwacher Lichtschein durch das Schlüsselloch, das Direktor Westhoffs Zimmer mit der Außenwelt verband. Lautlos, auf bloßen Beinen, schlich die Hausfrau näher. Sie täuschte sich nicht, es wurde in dem Zimmer gesprochen — das war unverkennbar die gedämpfte, aber ärgerliche Stimme des Direktors: „Ein für allemal verbitte ich mir...“ mehr konnte sie nicht verstehen. Allmächtiger! Sollte Frau Gaede ihn belästigen? Zutrauen durfte man ihr alles. Gina tappte leise an der Wand entlang, um festzustellen, ob die Widersacherin zu Hause war. Dabei mußte sie an Fräulein Feldmeiers Kammer vorbeigehen. Beinahe wäre ihr ein Aufschrei entfahren — diese Tür stand weit offen, die Kammer war leer. Also war sie es.

„Martin! Martin!“ Frau Hollwed stand am Bett des Gatten und rüttelte ihn unbarmherzig wach, denn diese aufregende Wahrnehmung konnte sie nicht bei sich behalten. Was er dazu sage? Ob er nicht einschreiten wolle?

Nein, zum Ruckel, das wollte er nicht. Diese Dinge gingen keinen Menschen was an. Und im übrigen seien Westhoff und das graue Fräulein alt genug, um für sich

selbst die Verantwortung zu übernehmen. Er wünsche ihnen viel Vergnügen und gedenke jetzt endlich zu schlafen.

So sind die Männer, dachte Frau Gina und betrachtete unfreundlich ihren zusammengerollten Eheherrn: eine träge Masse, es mußte schon ein Erdbeben kommen, um sie etwas zu erschüttern. Sie selbst war wach bis in die Fingerspitzen. Es ging sie doch auch was an, was sich unter ihrem Dache abspielte! Dunkel lastete ringsum. Sie dachte der ersten Nacht im Seehaus und ihrer Schreden, die sich freilich am anderen Tage als grundlos erwiesen, sie gedachte auch des Spuks, vor dem Genji und Fannerl sich fürchteten. Das war natürlich Unsinn. Aber spukten nicht andere Dinge unter diesem Dach, und war es nicht ihre Pflicht, Ordnung zu schaffen? Oder hatte Martin recht, ging das alles sie nichts an? Sie rückte sich leise einen Stuhl ans Fenster und sog in langen Atemzügen die milde Nachtlust ein. Nichts regte sich, sogar die kleinen Uferwellen am Fuße des alten Hauses schliefen. Die Ruhe erfaßte auch sie, gleich würden ihr die Augen zufallen.

Da — draußen auf dem kiesbestreuten Weg ein leises Knirschen von vorsichtig gedämpften Schritten. Zugleich aber ging — knacks — unten im Erdgeschoß ein Schalter, und aus der Veranda ergoß sich starkes Licht, ein Rasenviereck hell beleuchtend. Was war das nun wieder? Ein Schatten erschien auf der hellen Fläche, die scharf gezeichneten Umrisse ließen deutlich eine weibliche Gestalt erkennen, die sich ans Geländer lehnte. Zugleich aber fiel das volle Licht auf Kurt Reichenbach, der vorsichtig schleichend sich dem Hause näherte. Der Schatten winkte ihm, Kurt folgte nach kurzem Zögern, und gleich darauf erblickte die nächtliche Lauscherin statt einer schwarz umrissenen Gestalt deren zwei, die sich näher, immer näher rückten. Was sollte das heißen? Hatte Gutrume dort unten ihren Kurt erwartet? Und dies gerade jetzt, wo die strengen Schwiegereltern im Hause waren? Martin schlief natürlich. Aber wozu ihn wecken? Hier galt es rasch zu sein. Wieder glitt Frau Hollwed zur Tür, wieder stand sie ein paar Sekunden atemlos auf dem winzigen Vorplatz, dann eilte sie resolut die ätzende Treppe hinab ins Freie, bog ums Haus und tat einen Schrei — denn eine männliche Gestalt, die sich an die Mauer gedrückt hatte, schnellte auf und suchte mit langen Sprüngen das Weite, während aus dem Fenster der Magdkammer, die an dieser Seite zu ebener Erde lag, ein schrilles „Marandjoseph“ erscholl. Das war ja reizend, was hier alles nächtlicherweile vor sich ging. Die hatten gut von Spuk reden... Gebieterisch klopfte Gina an den Laden, worauf dieser sich behutsam auf tat und Fannerls etwas struppiger Kopf erschien. „Wer ist der Kerl?“ fragte ihre Herrin streng. Aber statt jeder Antwort heulte das Fannerl los: „Ich fürcht' mich so viel!“ Und erst als es sich überzeugt hatte, daß niemand in der Nähe sei, rückte es mit der Sprache heraus. Dem Entmooser Girgl, einem Jüngling aus Fannerls Heimatdorf, war von verleumderischen Lästerzungen hinterbracht

worden, sie, Fannerl, habe es mit dem „Wilsden“, was doch ganz gewiß nicht wahr sei, denn dazu hätte sie schon viel zu viel Angst vor dem schwarzen Teufel. Aber der Girgl sei halt so viel hitzig und glaube ihr nicht recht, und drum spionierte er jetzt nächtlicherweife herum. Wenn er den „Herrn Schotlad“ treffe, gebe es ein Unglück, und man könne nicht einmal wissen wie es ausginge, weil zwar einer so „wilsd“ wie der andere der Girgl aber leider um ein gutes Stück kleiner sei.

Nun mußte Gina dem also heiß umstrittenen Fannerl erst zureden wie einer kranken Kuh, damit es sich beruhige, dann erteilte sie ihr strengste Ermahnungen und Verhaltensmaßregeln, denn die sinnlose Eifersucht des Girgl durfte keine Nahrung finden, und endlich, nachdem der Laden sich wieder geschlossen, eilte sie weiter, ihrem ursprünglichen Ziel, der hell erleuchteten Veranda zu. Da erschallte — knacks — knacks — das Licht, Weg und Garten lagen wieder in tiefer Dunkelheit, die verräterischen Schattenbilder verschwanden in nichts. Gina hörte, wie die Türe, die Veranda und Speisezimmer verband, aufgeklippt, wieder geschlossen und verriegelt wurde, während eine etwas schrille Frauenstimme aufgeregter lachte . . . das war nicht das Kind, das war ganz unverkennbar Frau Gaedecke! — — Dann war alles wieder still.

Gina stand wie versteinert. Sie hatte doch vorhin Kurt mit aller Bestimmtheit erkannt. War die Gaedecke, diese Schlange, die sie an ihrem Busen so gut und reichlich genährt hatte, auch hier am Werk, um Unfug zu stiften? Aber da sollte sie erst einmal mit ihr zu tun kriegen! Jetzt gab es keine Rücksicht mehr, das Maß war voll!

Vorerst freilich blieb nichts zu tun, als durch die Dunkelheit zurückzuwandern. Obwohl vor Erregung kochend, setzte Frau Hollwed doch nur zaghaft einen Fuß vor den andern, denn sie fürchtete sehr auf eine der vielen Kröten zu stoßen, die im Dunkel aus ihren Schlupflöchern gekrochen kamen — ein Mißstand des Seehauses, den sie öffentlich nie zugegeben hätte, der ihr aber allabendlich auf die Nerven fiel. Gottlob, das Auge gewöhnte sich an die tiefe Nacht. Da war sogar etwas wie ein heller Schein — kam etwa der Mond doch noch heraus? Prüfend hob sie die Augen zum Himmel, aber der war gleichmäßig schwarzblau, zwischen lastenden Wolkenschatten zeigten sich nur spärlich die Sterne. Nein, der Schein kam vom Hause her, von der Mauer über ihr. Er kam — daran war kein Zweifel — er kam aus der versperrten Kammer. Der Spuk! Frau Hollwed nahm allen ihren Mut zusammen und prüfte noch einmal. Nirgends sonst am ganzen Hause war solch schmales Fenster, es glich schon mehr einer Schießscharte. Der Schlüssel der Kammer aber war und blieb verloren, und noch am Abend hatte sie sich selbst im Vorbeigehen überzeugt, daß die Türe fest verschlossen war. Ein Gruseln stieg ihr zwischen den Schulterblättern empor. Was bedeutete das alles? In dem Haus, das sie liebte und das ihr so vertraut schien, war heute alles voll von Geheimnissen, undurchdringlich wie das Dunkel der schwülen Nacht. Sollte sie rufen, Martin aufwecken? Er würde sie nur auslachen. Sie mußte allein auf ihrem Posten bleiben und weiter beobachten. Mit aller Energie, deren sie fähig war, zwang sie das Grauen nieder und starrte zu dem einsamen Licht empor, als könne sie es damit zwingen, sein Rätsel zu enthüllen. Horch! Knackte es da nicht verdächtig im Gesträuch? Klängen nicht neuerdings leichte Schritte auf dem Kies? Woher kamen sie? Gina lauschte angestrengt, aber ihr unruhig klopfendes Herz war schuld, daß sie die Richtung nicht erkannte, aus der die Geräusche kommen mochten. Zu sehen war nichts, nichts als das kleine unheimlich erhellte Fenster. Alle Spukgeschichten, die sie je gehört, wirbelten in ihrem Kopfe durcheinander. Sie wußte plötzlich, daß etwas Schreckliches geschehen werde — vielleicht würde es gleich jetzt auf sie zukommen; nur fort, fort! Mit einem Schlag vergaß sie alle tapferen Vorsätze und lief — lief so schnell sie konnte, lief, bis sie mit einer männlichen Gestalt zusammenstieß, der sie fast besinnungslos vor Schrecken mit einem Schrei in die Arme fiel. Es war Botho Möbius . . .

Auch Möbius hatte es nicht im Hause gelitten, und ernste Sorgen waren es, die ihn ruhelos umhertrieben. Als er eben schlafen gehen wollte, hatte sein gestrenger Chef ihn noch zu später Stunde auf sein Zimmer entboten und ihm kurz und bündig erklärt, welche Aufgabe er in den nächsten Tagen zu lösen habe. Arme, leichtsinnige Fliege, sah er nun fest in dem Netz, in das er sich begeben hatte und das sich — er fühlte es mit Grauen — um ihn zusammenzuziehen begann.

Wie, wenn er Westhoff einfach den Gehorsam aufkündigte? Dann stand er schon morgen, ein mittelloser Landstreicher, auf der Straße. Zu Ende war das angenehme Leben, das er nun seit Wochen führte, ohne sich viel Sorgen zu machen, woher die Mittel flossen. Abschied mußte er nehmen von seinem kleinen flinken Wagen, den er liebte wie eine schöne Frau. Der Gedanke schnitt ihm ins Herz. Aus eigener Kraft sich das erringen, was er jetzt durch fremde Hilfe einen Monat lang genossen hatte? Der schöne Botho dachte gar nicht daran. Der Direktor hatte ja recht: sein Kopf war nun einmal nicht der beste, das sagte er sich selbst immer wieder, um sein Leben zu rechtfertigen. Wie hätte er sonst auf diesen blödsinnigen Vertrag eingehen können, der ihn auf Gnade und Ungnade in Westhoffs Hände gab? Unter dem Druck seiner damaligen Notlage und der Westhoffschen Beredsamkeit waren ihm die kleinen Gefälligkeiten, die man von ihm forderte, fast belanglos erschienen. Erst als es ernst wurde, regte sich sein faules Gewissen, regte sich endlich widerwillig, weil die blasse Furcht es in seiner Ruhe störte. Schon im Alpenpalast zu Obermühl war er einmal so weit gewesen, als der Flirt mit einer stattlichen Rumänin, die Tag und Nacht erbsengroße Perlen um den Hals trug, seinen Höhepunkt zu erreichen drohte. Die Übersiedlung ins Seehaus kam ihm wie eine unerwartete Hilfe des Himmels, in dem die einfache, blonde Gutrune als Engel winkte. Alles wäre vielleicht noch gut geworden, wenn ihn nicht sein persönliches Pech gerade hier wieder in die Hände seines Meisters hätte fallen lassen. Jetzt stand er abermals am Scheidewege. Es gab für ihn nur noch zwei Möglichkeiten: blinden Gehorsam oder Flucht. Für diese letztere entschied er sich während seines nächtlichen Spazierganges. Eben wollte er den Weg zum Schuppen einschlagen, um seinen geliebten Wagen fahrtbereit zu machen, als in der Finsternis etwas auf ihn zugeschlagen kam und er alsbald zu seiner nicht geringen Bestürzung eine atemlose weibliche Gestalt im Arme hielt.

Schrecklich! war sein erster Gedanke. Er konnte doch wieder einmal gar nichts dafür und wußte nicht einmal, wer es war. Einen Augenblick hoffte er, daß Fräulein Gutrune . . . aber nein, die war fast so groß wie er. Was er da im Arme hielt, reichte mit einem lockigen Scheitel, den er fühlte, eben bis unter sein Kinn. Ob die Locken braun oder blond waren? Für alle Fälle hielt er die Dame in behutsamer Entfernung gestützt, bis sie wieder sicher auf den eigenen Füßen stand.

„Haben Sie es gesehen?“ fragte eine zitternde Stimme, an der er Frau Hollwed erkannte. „Es spukt — ich weiß nicht, was es ist, aber ich fürchte mich.“ Sie klammerte sich mit zwei Händen an den zögernd Widerstrebenden; was konnte er anders tun, als den Arm schützend um sie zu legen, während sie ihn dem Hause zu drängte: „Kommen Sie, kommen Sie doch! An jeder Ecke ist was anderes los. Noch nie hab ich eine so unheimliche Nacht erlebt! Wir müssen ins Haus!“ Und schon zog sie ihn durch die offenstehende Türe, schob mit Anstrengung den schweren Riegel vor, drehte den rostigen Schlüssel und zog ihn ab. Möbius war gefangen.

„Ich weiß nicht, ich habe das Gefühl, daß es heute sicherer so ist. Ich fände in dieser schrecklichen Nacht keine Ruhe, wenn ich den Schlüssel nicht selber verwahrte. Es hat ja niemand mehr draußen etwas zu tun, und morgen früh können die Mädchen mit ihrem eigenen Schlüssel öffnen. Gute Nacht, Herr Möbius. Vergessen Sie meinen dummen Schrecken. Ich hoffe, Sie sind klüger als ich und haben keine Angst vor Gespenstern und Spuk. Schlafen Sie wohl!“

(Fortsetzung folgt.)